

Zeitschrift: Zoom : Zeitschrift für Film
Herausgeber: Katholischer Mediendienst ; Evangelischer Mediendienst
Band: 41 (1989)
Heft: 10

Rubrik: Radio-kritisch

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zent), aus Grossbritannien, Frankreich, Italien (jeweils 8 Prozent) und den Ländern Osteuropas (2 Prozent). Der Spielfilm der Dritten Welt ist im österreichischen Fernsehen vor allem durch Karate-Filme aus Hong Kong, wie etwa «Der gnadenlose Vollstrecker», vertreten.

Der ORF sendet hauptsächlich «ältere» Filme. Über 50 Prozent der ausgestrahlten Filme wurden vor 1974 fertiggestellt. Dies gipfelt in der permanenten Reproduktion dessen, was der deutschsprachige Film an Heimatschmerz und Rührseligkeiten bis Anfang der sechziger Jahre zu bieten hatte. Im Mittelpunkt stehen dabei die Regiearbeiten von Franz Antel («Hallo Dienstmann», 1951) und die thematische Vielfalt des Wolfgangsees («Im schwarzen Rössel», 1961, Regie: Franz Antel; «Die Prinzessin von St. Wolfgang», 1957, Regie: Harald Reinl). Entsprechend gering ist die Begeisterung, welche die Freunde des «Neuen Films» dem Angebot des ORF abgewinnen können. Die «rühmliche» Ausnahme bilden die Filme des neuen britischen Kinos («Ein Z und zwei Nullen», 1985, Regie: Peter Greenaway; «Wetherby», 1984, Regie: David Hare), die im Verbund mit den öffentlich-rechtlichen Anstalten der Schweiz und der Bundesrepublik ausgestrahlt wurden.

Bei einem jährlichen Ausstoss von zwölf Filmen spielt der neue österreichische Film eine entsprechend geringe Rolle im ORF-Angebot. Zumindest eine Teilschuld an der Misere der österreichischen Filmindustrie schreibt sich der Sender selber zu. So bekannte der ORF-Generalintendant Podgorski im Magazin «profil» (vom 10. Oktober 1988): «Wir müssen schauen, dass wir unsere grossen österreichischen Eigenproduktionen wieder produzieren. (...) Zum Beispiel mit der Mon-

archie müsste da einiges zu machen sein.»

Doch nicht erst die jüngste Programmreform und Gebührenanhebung vom Februar 1988 offenbarte die Grenzen der finanziellen Möglichkeiten des Senders. Missmanagement und Günstlingswirtschaft prägten lange Zeit die Spielfilmpolitik des ORF. So floss über lange Zeit ein Grossteil des Film- und Serienbudgets in die Kassen des Münchner Filmhändlers und SAT1-Mitgesellschafters Leo Kirch. Deutlich wird der Einfluss des bundesdeutschen Privatbieters bei der Betrachtung des Serienangebots im ORF: Serien wie «Mike Hammer», «Raumschiff Enterprise», «Chicago 1930» und «Hunter» liefen im letzten Jahr parallel in den Programmen des ORF und SAT1. Der personelle Hintergrund dieser Entwicklung ist Gerd Bacher, der 16 Jahre dem ORF als Generalintendant vorstand, bis er als Kanzlerberater in die Bundesrepublik wechselte und schliesslich zum Aufsichtsratsmitglied von SAT1 avancierte.

Doch auch unter der neuen Intendanz von Thaddäus Podgorski bleibt der ORF für Kirch ein lukrativer Geschäftspartner. Im letzten Jahr erwarben die Österreicher bei dem Medienmogul ein Paket von 30 Spielfilmen (darunter «Gandhi» und «Ein Offizier und Gentleman»), sowie den «Rattenschwanz» von zehn Kurzserien zum Gesamtpreis von 70 Millionen Schilling. ■

Ursula Blättler

Der Tod als Übergang

Zum Hörspiel «Lusitania» von Alfred Döblin auf DRS 2

Am 7. Mai 1915, mitten im Ersten Weltkrieg, wurde das britische Passagierschiff «Lusitania» von einem deutschen Torpedo getroffen und versenkt. 1200 Menschen kamen ums Leben. Die Umstände des Unglücks konnten nie vollständig geklärt werden. Etwas Mythisches haftet dem Ereignis bis heute an – denn mit der Versenkung der «Lusitania» lud sich Deutschland eine Schuld auf, die durch die kriegsbedingten Umstände allein nicht gerechtfertigt werden konnte.

«Lusitania» ist der Titel eines Theaterstücks von Alfred Döblin. Wie der (ungleich berühmtere) Roman «Berlin Alexanderplatz» wurde es vom Autor auch für eine Hörspielfassung bearbeitet – jedoch in dieser Tonbild-Bearbeitung nie ausgestrahlt. Über die Gründe kann man nur rätseln, wahrscheinlich liess es sich zum Zeitpunkt der geplanten Erstausstrahlung (am 18. Oktober 1929 durch den Sender Leipzig) ganz einfach nicht verantworten, dem deutschen Volk die unrühmliche Geschichte von der Versenkung des britischen Zivilschiffes wieder in Erinnerung zu rufen. Da half auch wenig, dass Alfred Döblin die Hörspielbearbeitung

unter einem etwas abgeänderten Titel, «Der Untergang der Patagonia», vornahm.

Die Tatsache, dass Döblins «Lusitania» als Hörspiel erst heute, fast 60 Jahre nach der geplanten Uraufführung, erstmals im Radio zu hören ist, hat im Grunde ebenso etwas Symptomatisches an sich wie das Ereignis der Schiffsversenkung selbst. Der Untergang der «Lusitania» markierte einen entscheidenden Wendepunkt im Weltkrieg, vermochte er doch das Selbstvertrauen der deutschen Kriegsmacht nachhaltig zu erschüttern. Dieses Selbstvertrauen aber war Jahre und Jahrzehnte nach dem traumatischen Ereignis noch so geschwächt, dass alles verdrängt wurde, was auch nur im entferntesten auf die geplatzten Illusionen von damals verwies. Die Theateraufführung der «Lusitania» vom 15. Januar 1926 in Darmstadt war begleitet von Protesten rechtsradikaler «Hakenkreuzler». Nicht, dass diese Proteste gegen den Inhalt des Stückes gerichtet gewesen wären. Der Titel allein war provokativ genug.

Unvermeidbarkeit des Sterbens

Hört man sich die komplexe Toncollage, die «Lusitania» von Alfred Döblin, heute an, so erkennt man, dass es dem Autor gewiss nicht darum ging, zu provozieren. Vielmehr leistet sein Stück, als (meditatives) Hörbild vielleicht noch eher denn als visuell vermitteltes Theaterstück, das, was man gemeinhin mit dem Begriff der «Trauerarbeit» umschreibt. Der Untergang des mächtigen Schiffes, dieser schwimmenden Stadt, wird zum Anlass genommen für eine Auseinandersetzung mit dem Sterben und mit dem universellen Thema von Schuld und Sühne schlechthin.



Die Opfer sind nicht «Britten», die Schuldigen nicht «Deutsche», sondern es geht um Menschen, die sich hier wie dort mit dem Sterben und mit der Unvermeidbarkeit des Todes schwertun. Die Aktualität des historischen Hörspiels für die heutige Zeit ist von daher auch nicht weiter auszuführen, sie ergibt sich von selbst.

Man kennt aus dem Mittelalter diese Holzschnittdarstellungen von vollbesetzten (Pilger-) Schiffen auf offener See – mit dem dünnen Tod als Steuermann. Daran erinnert Döblins Hörspiel ebenso wie an den Untergang der «Titanic». Es ergeht

Regie im Hörspiel «Lusitania» von Alfred Döblin führt Charles Benoît.

in jedem Fall (und so auch bei Döblin) die Mahnung an den Menschen, seines baldigen Todes eingedenk zu handeln und seine Kräfte – im Guten wie im Bösen – nicht zu überschätzen.

Die da auf der «Lusitania» in See stechen, «um zu verdienen» oder «um Freude und Abwechslung zu suchen», wie es heisst, ahnen noch nicht, was auf sie zukommt. Als «es» passiert, gewährt ihnen das Schicksal eine Zeit der Besinnung, ehe sie sich

Lusitania

Hörspiel von Alfred Döblin, als Theaterstück 1926 in Darmstadt uraufgeführt.

Ursprüngliche Hörspielfassung verschollen (sollte am 18. Oktober 1929 vom Sender Leipzig ausgestrahlt werden).

Ton: Werner Feldmann

Regie: Charles Benoit

Das Hörspiel wird am Dienstag, 30. Mai, von Radio DRS 2 ausgestrahlt und am darauffolgenden Samstag, 3. Juni, wiederholt.

«Kopfhörer» vom Mittwoch, 31. Mai, Radio DRS 2: Otmar Hersche unterhält sich mit Claude Döblin über Leben und Werk seines Vaters.

ihrem Schmerz über das Verlorene und Versäumte stellen müssen. Nein, kein Fegefeuer ist es in diesem Fall – Alfred Döblin lässt die Ertrunkenen auf den Meeresgrund sinken, wo sie von sanften Nixen («ein anderes, ein schuldloses stilles Geschlecht») willkommen geheissen werden. Der Begegnung von Menschen und Meerwesen haftet nichts Tristes an, im Gegenteil, und der Tod hat zu diesem Zeitpunkt noch keinen Stachel.

Gibt es aber ein Leben nach dem Tode? Alfred Döblin lässt die Frage offen: Ruhe findet nur, wer mit sich selbst ins Reine gekommen ist, sei es noch in «diesem» Leben oder erst in einem unbestimmten, nicht näher definierten «anderen».

Nach der Lektüre von Alfred Döblins «Lusitania» bleiben zweifellos Fragen. Welche Rolle spielt der bildhafte Tod, diese «grosse, völlig verhüllte, auf Kothurn und unter Maske sich schwer bewegende Erscheinung», wie es in den Regieanweisungen heisst? Und wo liegt nun jenes Ziel, welches die Passagiere der «Lusitania» auf ihrer Lebensreise gefunden haben oder gefunden zu haben glauben? Es sind Fragen, die sich der Leser – und auch der Zu-

schauer beziehungsweise in diesem Fall Zuhörer – selber beantworten muss.

Psychologisches Klangabenteuer

Ein Hörspiel ohne Hauptfiguren, ohne ersichtlichen Handlungsfaden und ohne eindeutig gemeinten historischen Hintergrund – wie lässt sich so etwas mitteilen? Regisseur Charles Benoit hat bei seiner Bearbeitung des Stückes ganz auf Stimmen und auf musikalisch erzeugte Stimmungen gesetzt. Geräusche fehlen. Ein Ansager schafft mit seinen sporadischen «Hintergrundberichten» Distanz, ansonsten ist der Hörer einem meditativen Fluss von Stimmen, menschlichen und mythologisch determinierten, ausgesetzt. Ein Experiment also? Gewiss: Der Hörer setzt sich einem eigenwilligen Klangabenteuer aus. Und doch ist es kein intellektuelles Abenteuer, das gewiss nicht. Die Stimmen kennen wir ja, wir erleben sie schlafend und träumend, und wir erkennen sie leicht wieder als Mahnungen aus dem Unterbewusstsein. Ein psychologisches Abenteuer ist es allenfalls. Es lohnt sich, sich darauf einzulassen. ■

FORUM DER LESER

Doch nicht so fressgierig

Martin Schlappner beklagt im ZOOM 7/89 (Seite 23) den Umstand, dass die Aufführung von Anne-Marie Miévilles Film «Mon cher sujet» in Cannes 1988 mit dem von uns organisierten Schweizer Empfang kolliert hat. Das zeige einerseits

unsere mangelnde Sensibilität gegenüber dem Cinéma romand, und andererseits die Fressgier der deutschschweizerischen Journalisten, die aus diesem Grunde Anne-Marie Miévilles geistige Kost verschmäh hätten.

Einmal abgesehen davon, dass auch das Filmzentrum keinen Journalisten in die Kinos prügeln kann, war die Sache so: Das Filmzentrum hatte nach Bekanntwerden des Programms den Salon des Ambassadeurs für den 17. Mai, also den Tag vor der Uraufführung von «Mon cher sujet», reserviert und bestätigen lassen. Einige Tage vor dem Empfang (die Einladungskarten waren schon gedruckt) wurden wir mit dem Hinweis ausgeladen, das französische Fernsehen brauche den Saal für eine Direktsendung. Als einzige Alternative wurde uns der 18. Mai angeboten. Wir mussten wohl oder übel zustimmen und in einer Feuerwehrrübung unsere Gäste auf die Verschiebung aufmerksam machen. Die Produzenten des Films von Anne-Marie Miéville waren darüber informiert, sodass mich der angebliche Zornesausbruch von Jean-Luc Godard doch etwas erstaunt, umso mehr als ich erst jetzt davon erfahre. Darüber hinaus wurde der Film am 18. und 19. Mai insgesamt sechsmal gezeigt, sodass jeder, der daran interessiert war, ihn hätte sehen können.

Aus dieser Geschichte eine Unempfindlichkeit des Filmzentrums gegenüber dem westschweizerischen Film ableiten zu wollen, halte ich schlicht für abwegig. Die intensiven Beziehungen, die wir zu den Filmschaffenden und Produzenten der Romandie pflegen, beweisen das Gegenteil.

Alfredo Knuchel,
Leiter des Schweizerischen Filmzentrums